

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1937

12 (11.12.1937) Roman-Blatt

Der Fall Coranny

ROMAN VON MARIA OBERLIN

Copyright by Prometheus-Verlag Dr. Eichacker, Gröbenzell bei München

ROMAN - BEILAGE

des
Durlacher Tageblatt
Pfinzfüler Bote
Nr. 12

Angela und Peter sind angekommen. Sie führen durch die große schöne Stadt und bekunden die üppige tropische Vegetation, die riesigen Palmen, die weiten, grünen Plätze, die vornehmen Wohnstätten der reichen Eingeborenen in ihrem überwältigenden Blumenschmuck. Sie blickten herauf zu den Höhen der ehemaligen Zimtgärten, auf denen die Niederlassungen der reichen Europäer liegen. Sie sahen schnell und neugierig in das bunte, wirbelnde Gewirr der Petah, der Eingeborenenstadt, wo sich das ganze Leben in aller Deutlichkeit abspielt. Wo auf der Straße ein brauner Barbier seinen Kunden rasieret, wo die Schuhmacher, die Korbflechter, die Obstbändler alles anpreisen, was das Herz des Europäers erfreuen könnte, wo sie mit morgenzündlicher Lebhaftigkeit und mit wildem Gekrüppeln zum Beweisen laden wollen.

Peter nimmt Räume im Galle-Face-Hotel und fragt. Gewiß, Frau Coranny ist da. Er nickt Angela zu, die wieder in der Nähe sitzt und wie schon so oft erwartungsvoll auf ihn blickt.

Sie wird abschaffeln.
„Nun“, flüstert Peter beschwörend. „Lassen Sie uns überlegen. Sie ist angekommen, kommt aber gleich zurück. Dann können Sie sofort zu ihr.“

Er bringt Angela nach oben. Sie zittert noch immer. Er bestellst ein Getränk. Der schwarze Diener, der geräuschlos auf bloßen Füßen auf seinen Hintern herbeieilt, stellt den Punsch an und schließt das Fenster. Er bringt das Getränk. „Ich bleibe bei Ihnen, Angela.“ sagt Peter feige. „Seien Sie ganz ruhig. Trinken Sie. Mut! Wir sind jetzt am Ziel. Wir werden bald erfahren, was Maddalena Coranny weiß, wenn sie wirklich...“ Er bricht ab.

„Ich gehe eben hinüber in mein Zimmer und wasche mich.“ — Im Augenblick bin ich wieder da.“ Er geht für einen Moment hinaus. Angela sitzt immer noch starr und rührt sich nicht. Auf einmal kommt es ihr ganz unbegreifbar vor, daß sie Wochen und Monate durch ein fremdes Land reiste, nur um diese Frau zu sehen. War es denn nicht Wahnsinn, nur auf ein Gefühl, auf einen ganz schwächlichen Verdacht hin, jetzt vor eine Frau zu treten und Anklage zu fordern?

Auf dem Tisch liegt ihr kleines Suit-Case. Ein Kofferchen, in dem sie und Peter die nötigsten Papiere, Pässe, Kreditbriefe und ähnliches verwahren. Sie greift hinein und holt ein Taschentuch heraus. Sie greift dabei einen Brief mit, der zwischen Peters Papieren liegt. Mechanisch öffnet sie den schönen, großen, harten Kasten. Oben steht ein Firmenstempel und eine geschmackvolle Fabrikmarke. Sie liest einen sehr höflichen, etwas erträumt klingenden Brief der Bayer-Autowerke. Daß die Erfindung des Herrn Doktor Wend alle Erwartungen erfüllt hätte. Daß aber unbedingt nötig sei, daß er selbst — falls er Wert darauf lege, sein Patent bei den Bayerwerken unterzubringen — bekommen müsse, um die Herstellung selbst zu überwachen. Ueber eine Anstellung als Ingenieur insbesondere innerhalb der Verwertung seines Patentes würde sich reden lassen. Doch müsse man jetzt — nachdem man lange genug gewartet habe — auf dem zuzugewandten und seine Anknüpfung angehenden Bescheid bestehen.

Angela liest das alles und sagt es zuerst kaum auf. Dann plötzlich kommt das Erkennen. Peters Erfindung! Angenommen! Und er zieht während Wochen mit ihr durch Indien und verzehret wohlverdient seine große Chance! Plötzlich schwanzt ihr alles vor ihren Augen.

Peter kommt herein.
„Sie fährt herum. Peter! Peter, ich bitte Sie! Der Brief, ich fand ihn — Sie müssen sofort nach Europa! Ihre Erfindung, alles steht für Sie, auf dem Spiel!“ Ihre Stimme bebzt.

„Wann können Sie fahren? Sie müssen kabela, daß Sie ankommen. Statt dessen nahm ich Sie hierher mit und ahnte nicht, daß hier gar nicht Ihr Platz ist! Peter, so reden Sie doch! Sie müssen fahren, gleich!“

Sie greift nach seinem Arm. Aber Peter Wend steht eisenerst und hart und rührt sich nicht.

„Ich kam mit Ihnen, Angela. Kommen Sie, wir gehen zum Essen.“
„Das dulde ich auf keinen Fall“, ruft Angela in höchster Erregung.

„Ihre Sache mit Maddalena könnte gefährlich sein. Ich bleibe bei Ihnen, Angela. Kommen Sie, wir gehen zum Essen.“

„Meine Sache... meine Sache! Sie interessiert mich nicht mehr, ich denke jetzt nur daran. Es ist mir gleichgültig, wer Coranny törete. Ich weiß nur eins, daß Sie diese große Chance nicht vorübergehen lassen dürfen.“

Angela ist bis zum Äußersten erregt. Ihre Wangen glühen, sie steht da, schmal und festig, in ihrem hübschen, ein wenig kindlichen Kostüm aus weißer Seide mit dem Sol-Tapf, dem großen Tropenhut.

Und während sie das sagt, fühlt sie plötzlich, daß sie die Wahrheit gesagt hat. Daß es ihr — jetzt vor dem Ziel — gar nicht mehr so wichtig ist, alles zu erfahren, wozu sie doch auszog, wozu sie seit Wochen durch ein fremdes Land fuhr, weshalb sie alles aushielt. Die ungewohnte Gluthitze, die quälenden Stiche der Moskito's, die leichten Fieberanfalle, die sie hier und da schütteln, das ewige Suchen und Fragen...

Das ist auf einmal alles weggeschwift. Nur das eine: Peter. Und wie sie den Namen denkt und gebannt in das schmale, braune, etwas verzerrte Gesicht sieht, fährt ein wilder Schmerz ihr plötzlich durchs Herz. Eine ungeheure drückende Sehnsucht engt die Brust. Sie schließt die Augen, ganz überwältigt von einer seltsamen Schwäche...
Peter Wend preßt, wie so oft schon, die Lippen fest aufeinander.

„Wir sprechen noch darüber. Ich bitte Sie, Angela, eilen Sie sich. Frau Coranny wird gleich kommen...“

„Ich will nicht mehr zu ihr...“
„Sie gehen ganz bestimmt“, sagt Peter ruhig, sicher und überlegen. „Ich verspreche Ihnen, Ihren Wunsch zu erfüllen und zu reisen, wenn Sie jetzt zu ihr gehen. Ich bleibe in Ihrer Nähe...“

Da nickt Angela und lächelt ein wenig.
„Dann ja. Sagen Sie mir, wann sie kommt...“

*

Die großen, breiten, verschobenen Türen der beiden Zimmer, die Maddalena Coranny innehat, stehen ein wenig offen. Es ist wieder heiß heute, eine ferne, lähmende Schwüle.

Angela wußt dem braunen Diener, dessen Carong sie beinahe streift und fragt ihn, ob die Bewohnerin der Nummer anwesend sei.

Der riesige Kamale verzicht sein braunes Gesicht mit den funkelnden Augen und dem dichten, hochgebundenen, schwarzen Haar zu einem Lächeln und bejaht.

Da schließt Angela die Türen auseinander und tritt einen Schritt ins Zimmer, nachdem man ihr Klopfen überhört hat.

Sie sieht das alles ganz scharf und genau: der riesige Raum mit den niedrigen, nicht ganz herabreichenden Wänden, durch die überall die Luft eindringen soll. Der Pusch, der sich sanft in der Mitte dreht. Von draußen, durch das geöffnete Fenster, sehen die Palmen herein. Ein riesiger schwarzer Kabe hockt unbeweglich auf der Fensterbank. Die breiten, niedrigen Vorblatthühler stehen in der Mitte, ein flaches Tischchen davor. Daran geleht, steht Maddalena Coranny in einem rötlichen Hausgewand. Das volle, helle Licht fällt auf ihre Züge. Es ist ein schönes Gesicht, doch nicht ganz jung und wie zerfetzt von quälenden Gedanken. Das dunkle Haar ist ein wenig verwirrt, sie greift gerade mit der brillantenfunkelnden Hand hinein, um es zu ordnen, als sie das Gespräch hört und sich erkantet umwendet.

Angela tritt näher.
„Sie kennen mich nicht mehr, Frau Coranny?“

Die Frau starrt sie an, sieht auf das blassenrote Haar und schüttelt den Kopf, schaut näher zu, wird abschaffeln und taumelt zurück.

„Ich habe mich verändern müssen, Frau Coranny, weil mir die Welt nicht verzeiht, daß ich ihr den großen Coranny geraubt habe. Aber ich bin unschuldig an seinem Tode, Sie wissen das.“ — Sie sagt das alles ganz leise. „Sie wissen ganz genau, daß ich unschuldig bin! Ich spüre das.“

„Was wollen Sie denn hier von mir? Ich habe doch nichts mit der Sache zu tun. Und Sie sind doch freigesprochen. Lassen Sie mich doch in Ruhe.“ Sehr heftig und gereizt klingt die Stimme.

„Die Welt hält mich noch immer für die Schuldige, ich kam, um den wirklichen Mörder zu finden...“

„Was soll ich denn dabei?“
„Achtelucken, mühsam verhehlte Unruhe.“

Angela öffnet den Mund, um zu sprechen, aber die Türe geht auf, Peter Wend steht fest und sicher und beruhigend da. „Komm, laß das, Angela.“ Sie hört das vertraute Du und sieht nur eine Sekunde in sein Gesicht. Heiß und unerhört bricht seine unbeschreibbare Liebe daraus hervor.

Angela ist um die Welt gefahren, um der Frau da gegenüberzutreten. Jetzt, wo ihr die Frau nur einen Meter weit entfernt gegenübersteht, wirft sie nur noch einen letzten Blick auf sie und sagt:

„Ja, ich gehe. Du du, was du willst, Peter. Ich überlasse alles dir. Alles!“

Sie geht hinaus.
Peter Wend setzt sich ruhig auf einen der großen Korbstühle.

„Sehen Sie sich bitte, gnädige Frau, es ist doch so ungemütlich, wenn Sie stehen. Uebrigens gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Peter Wend. Ich hatte schon einmal das Vergnügen, Sie zu hören. Sie jangen die „Tosca“ als Gast der Mailänder Scala. Es ist das schon eine Zeitlang her...“ Er lächelt und denkt, daß er damals noch ein Knabe war und Maddalena Albano schon eine Sängerin von Ruf. Sie hat sich gut gehalten, denkt er mit flüchtigem Mitleid.

„Was wollen Sie denn von mir, ich habe nicht viel

Zeit, bitte, Herr Wend!“ Das klingt deutlich nach Verabschiedung und Abwehr.

„Ich nehme an, daß Sie nicht gern als Mitwisserin verhaftet werden wollen, Frau Coranny. Es ist besser, Sie sagen alles.“ — „Ich weiß nicht, was Sie meinen. Was soll ich denn überhaupt wissen?“

„Alles vom Tode Ihres Gatten...“ — „Ich weiß nichts.“

„Doch, gnädige Frau, doch. Wir werden Ihnen Geheißten finden und festnehmen...“ — „Koblay hat es nicht getan, niemals!“ schreit sie mit funkelnden Augen. Peter denkt daran, daß er in der Fremdenliste des Hotels Namen und Alter der Gäste las. Koblay ist fast fünfzehn Jahre jünger als Maddalena. Steht hier eine Waise? Vielleicht eine Tragödie? Dieser junge Mann und die alternde Künftlerin?

„Er ist aber verdächtig“, sagt er kalt. „Es ist besser, Sie sagen alles aus, wenn Sie ihn retten wollen.“

„Erbarmlich, denkt er einen Moment mit flüchtiger, schnell verwehender Mele. Ich stele auf den Händen dieser Frau wie auf einem Instrument mit schnell vibrierenden Saiten. Ich weiß nichts. Es ist ein gefährliches Spiel!“

„Koblay hat ihn nicht getötet.“
„Wer denn, gnädige Frau? Sie wissen es!“ Eine ungeheure Stille liegt im Raum. — Sehr leise schiebt der indische Diener Koblays und Maddalenas einen Leuwan herein und beginnt zu bedienen. Er hat den Blick gesenkt und scheint nichts gehört zu haben. Aber die inneren vorgebeugte Haltung der Schulktern, ein plötzlich und heftig hervorbrechender Blick, grell und gierig, das dunkle Auge, das sich schen und mit seltsamem Ausdruck auf ihn heftet, läßt Peter plötzlich zusammenfahren. Ein eisalter Schauer überläuft ihn. Hellseherisch spürt er auf einmal die Nähe des Täters.

„Weichen Sie“, herrscht er den Diener an, der sich schnell wieder zur Tür schleicht. Mit einem Satz tritt er auf ihn zu, umfaßt den braunen, hageren Arm mit eisernem Griff.

„Sie wissen es“, murmelt er erregt — „nein, Sie waren es... mein Gott, was geht hier vor?“ Er fährt zurück, ein wütender Blick hat seine Hand getroffen, das Blut tropft schnell und plötzlich, er schließt vor Schmerz einen Augenblick die Augen, aber er läßt den Mann nicht los.

„Kommen Sie, bitte“, ruft er zur Türe hin. Ein großer Europäer im hellen Tropenanzug schiebt sich ins Zimmer und verbeugt sich knapp.

„Ein Vertreter des Konsulats, Frau Coranny“, sagt Peter kurz. Immer noch hält er mit eisernem Griff den Indianer ampannt. „Kann ich diesen Mann in Gewahrsam nehmen lassen? Stimmt meine Vermutung?“

Maddalena Coranny senkt müde den Kopf. Sie nickt leise.

„Bringen Sie ihn fort“, sagt Peter und übergibt den Indianer dem Vertreter. „Und kommen Sie gleich zurück, zum Protokollnehmen. Der Herr wird das, was Sie uns zu sagen haben, niederzuschreiben. Wollen Sie erzählen, Frau Coranny?“

„Woher wissen Sie es denn, um Gottes willen?“
„Sie werden es nicht glauben, es war nur das Gefühl, was mich das Rechte aufspüren ließ.“

„Bin ich so fest mit Angela verbunden, daß ich ihre Gedanken fühle, wie meine eigenen? denkt er mit leiser selbiger Erschütterung. Wie wäre es sonst möglich, daß ich fand, was sie suchte! Ich hatte ja gar keinen Anhaltspunkt, keinen Beweis.“

Der Vertreter kommt zurück. Maddalena Coranny bejaht.

(Schluß folgt.)

Die Liebeslaunen einer Fliegerin

Vor dem Versailler Gericht hat sich jetzt die französische Fliegerin Irene Schmeder zu verantworten, die aus Eifersucht ihren Geliebten während eines Ueberlandfluges erschossen hat.

Fliegerinnen sind nicht nur wagemutig, sie haben auch Launen. Manchmal sogar gefährliche, wie das Verhalten der französischen Fliegerin Irene Schmeder beweist.

Irene Schmeder ist eine Frau von 39 Jahren, aber von einer solchen quälenden Vitalität, daß man gut und gern zwanzig Jahre abziehen kann. In den ersten ihrer Fliegeramerden wird sie deshalb meistens „die Fliegerange“ genannt. Dabei stammt Irene Schmeder aus gutbürgerlichen Kreisen. Ursprünglich war sie Musikstudentin und wollte Pianistin werden, aber daraus wurde nichts, denn als sie 25 Jahre alt war, lernte sie den Großindustriellen Schmeder kennen, der von ihrer Frische und jugendlichen Lebendigkeit derart entzückt war, daß er sie nicht nur heiratete, sondern ihr außerdem eine halbe Million Franc überreichte.

Dieser unverhoffte Glücksfall machte Irene vollkommen sprunghaft und unüberschaubar. Nach kaum einjähriger Ehe setzte sie sich in den Kopf, Fliegerin zu werden. Ihr Mann war davon nicht gerade entzückt, aber er setzte ihr auch keinen Widerstand entgegen. Vielleicht rechnete er damit, daß ihr die Fliegerei schließlich eines Tages doch wieder leid werden würde. Er selbst ging so in seinen Geschäften auf, daß er sich kaum um seine Frau kümmern konnte. Wahrscheinlich war er ganz froh darüber, daß seine Gattin durch das Fliegen eine Zerstreuung fand. Und an Zerstreuungen fehlte es ihr wahrlich nicht.

Eines Tages lernte sie den Flieger Pierre Vallement kennen. Wie von einem Blitzstrahl getroffen erkannte sie, daß Vallement ihre große Liebe sei. Sie wurde seine Schülerin und seine Geliebte, und in dieser Zweisheit vergingen die Monate ohne den geringsten Schatten. Sie machte ihr Pilotenexamen, ließ sich dank der Generosität ihres Gatten ein weißes Flugzeug bauen und flog mit ihm nicht nur über alle französischen Flugplätze, sondern auch über die benachbarten ausländischen, wo sie überall als ein ganz reizender und liebenswürdiger Flugamerad geschätzt wurde.

Erst gegen Ende des Jahres 1936 begann sich der Liebeshimmel zu trüben. Vallement war zwar stolz auf die Fliegerin, die auch seine Geliebte war, aber er hatte inzwischen eine andere Frau gefunden, mit der er sich verheiraten wollte. Und wie das nun einmal im Leben so ist, es gab „gute Freunde“, die Irene von den Abstrichen Vallements Kenntnis gaben. Nun ging es ihr, was ihr als Fliegerin eigentlich nicht geschehen sollte: sie fiel aus allen Wolken. Ihre Liebe schlug in Haß um und alle ihre Gedanken kreisten nur noch um den einen Punkt, wie es ihr möglich wäre, den treulosen Geliebten zu vernichten.

Sie forderte Vallement zu einem gemeinsamen Flug auf, um, wie sie vorgab, in Chartres zu fliehküden. Vallement folgte der Einladung, aber während er am Steuer saß, schoß sie mit einem Revolver auf ihn und verletzte ihn schwer im Rücken. Trotz seiner schweren Verletzung glückte ihm die Landung. Er sprang aus dem Flugzeug, um sich verbinden zu lassen. Die Pause benutzte die Attentäterin, um sich mit dem Flugzeug wieder in die Lüfte zu erheben und weiterzufliegen. In der Grafschaft Sussex in England mußte sie niedergehen, da die Benzinbehälter leer geworden waren. Vallement war inzwischen gestorben. Irene wurde ausgeliefert. Jetzt steht sie vor den Geschworenen.

Der pfeifenrauchende Engländer verfährt

Es gehörte bisher zu der typischen Erscheinung eines Engländer, daß er die durch Sherlock Holmes so berühmt gewordene Schag-Pfeife im Munde führte. Die moderne Entwicklung in England beweist aber namentlich bei der Jugend ein rapides Zurückgehen dieser alten Tradition. Nach dem Rapport des Imperial Economic Committee geht das Pfeifenrauchen in England immer mehr zurück. Die englische Jugend neigt immer mehr der Zigarette zu. Im Jahre 1907 war der jährliche Nationalverbrauch an Tabak noch 5 Millionen Pfund, inzwischen ist er auf 1,5 Millionen zurückgegangen. Die Zollpolitik hat somit mit einer uralten Tradition in England gebrochen.

Gold im Kaviar

Im Schwarzen Meer fing ein Fischer einen Stör und als er ihn ausnahm, fand er zwischen den Eiern ein Goldstück. Der Fund war deshalb besonders interessant, weil es sich dabei um eine arabische Münze handelte, die seit 500 Jahren nicht mehr im Umlauf ist. Nun braucht man daraus nicht zu schließen, daß Störe etwa ein solch hohes Alter erreichen. Das kommt nicht vor. Die Münze wird also durch die Jahrhunderte etwas veränderte Wege gelaufen sein, ehe sie in den Leib des Störs gelangte. Schade, daß man diese Wege nicht verfolgen kann. Man würde an ihnen sicherlich einen ganzen Roman aufreihen können.

Der kostbarste Stein

In seinem Feldlager empfing der Herzog Karl von Anjou den Besuch Ridosos von Camerina. Der Gast wurde herzlich aufgenommen. Der Herzog zeigte ihm seinen Reichtum, vor allem seine kostbaren Juwelen. Ridoso betrachtete mit Mühe die Perlen, Saphire, Rubine und fragte schließlich: „Wie viel sind diese Steine wert, und welchen Nutzen haben sie?“ Der Herzog konnte nicht leugnen, daß der Wert der Juwelen zwar recht hoch sei, daß jedoch von einem Nutzen nicht die Rede sein könne. „So will ich Euch“, meinte Ridoso, „zwei Steine zeigen, Herr Herzog, die zwar nur zehn Gulden kosten, dennoch aber in jedem Jahre 200 Dukatens einbringen.“ Der Herzog wunderte sich nicht wenig über diese Rede und folgte dem Gaste, der ihn zu einer Mühle führte. „Sehet diese beiden Steine!“ sagte Ridoso und wies auf zwei Mühlsteine. „Die beiden bringen mehr Nutzen als alle Eure Juwelen...“